

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 14 (1910)

Artikel: Der Zugvogel [Schluss]
Autor: Hooyer, J.M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571973>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Zugvogel.

Skizze von J. M. Hooyer, deutsch von † Wilhelm Thal, Berlin.

Nachdruck verboten.

III (Schluß).

Der Schnellzug hat die Grenze passiert und rast durch die Flachebene. Schwere graue Schneewolken bedecken vollständig den Himmel. Bald beginnen die Flocken zu fallen. Wie eine Mutter, die ihr schlafendes Kind sanft einhüllt, so bedeckt auch der Himmel nach und nach die Erde mit ihrem weichen, weißen Tuch. Der Zug durchfurcht mit einem Tintenscheitel das unbefleckte Weiß der Felder, und die grauen Flocken der Lokomotive verschmelzen mit dem Grau des Himmels.

In einem Coupé erster Klasse sitzt ein einsamer Reisender, behaglich in einen prächtigen Pelz gehüllt. Halb neugierig, halb schwermütig streift sein Blick über die Ebene oder folgt den Wirbeln des Schnees. Es ist ein Mann in der Fülle der Jahre, etwa vierzig Jahre alt. Trotzdem beginnt sein Haar schon an den Schläfen zu ergrauen. Es liegt in diesem Gesicht abwechselnd etwas Anziehendes und Hartes, je nach der Muskelbewegung. Die Augen haben einen träumerischen, apathischen Ausdruck, doch, sobald ein Gedanke den Blick verklärt, glänzen sie voll Leben und Bewegung. Um die Nase und den Mund sich ziehende Linien deuten auf Sinnlichkeit und verleihen seinem Blick zuweilen etwas Unangenehmes. Wenn man den Charakter des Mannes nach den Linien seines Gesichtes zu lesen sucht, so merkt man, daß seine Seele nicht immer in den Höhen gewohnt, sondern auch über Moräste gewandelt ist. Das bezeugen die abgepannten Züge, die Schatten unter den Augen. Doch sein Blick ist sanft, empfindsam, tief. Ein Mann mit starken Leidenschaften und großer Sensibilität!

Der Reisende streckt die Hand nach einem neben ihm auf den Kissen liegenden grauen Papier aus, wickelt es auf und holt ein kleines Brötchen heraus. „Kadelchen!“*) murmelt er mit deutschem Akzent. „Kadelchen!“ Er lächelt, nickt mit dem Kopf, dreht das Brötchen nach allen Seiten und führt es zum Munde. Es ist das erste, was ihn bei seiner Rückkehr nach Holland an die Tage seiner Jugend erinnert. Er sieht sich am Fenster seines Zimmerchens, wie er, dieses Brötchen in der einen Hand, eine Tasse Kaffee in der andern, dem Freunde ein Zeichen gibt, zu ihm zu kommen. Die beiden waren der Schrecken der ganzen Nachbarschaft. Und seine ganze Kindheit, all seine Knabenstreiche kommen ihm wieder in den Sinn. Er nimmt seine Pelzmütze ab, lehnt sich bequem in seine Ecke, wirft die langen Haare zurück, knabbert sein Brötchen und läßt die Gedanken umherschweifen.

Plötzlich läßt ihn der Name seiner Vaterstadt, die der Zugführer ausgerufen, erzittern; er nimmt seinen kleinen Koffer und verläßt den Waggon. Ganz verwundert blickt er sich um. Wie verändert alles ist! Ein schöner Bahnhof nimmt jetzt die Stelle der alten Holzbaracke ein...

„Soll ich dem Herrn den Weg zeigen?“ fragt ein Junge.

„Danke, Kerelchen!“**)

Er schüttelt verneinend den Kopf und geht über den breiten Platz. Die neuerbauten Häuser haben prächtige Fassaden; die Läden strahlen vor Luxus. Zwei breite Straßen münden auf diesen Platz und führen in entgegengesetzter Richtung nach der Stadt. Der Reisende betrachtet sie alle beide, überlegt, zögert, schlägt sich dann vor die Stirn und ruft:

„Na, das ist doch zu lächerlich!“ Dann biegt er in die erste, vor ihm liegende ein.

An einer Ecke erblickt er ein kleines viereckiges Gebäude, aus Ziegeln und mit einem Schieferdach. Die Hauptwache. Er erkennt sie sofort. Doch sind das dieselben Soldaten wie früher? Und wo ist der hohe leuchtende Gasko?

Jetzt geht er schneller, weil er sich an bekanntem Orte gleichsam zu Hause fühlt. Er glaubt, alles sehe ihn an, die

Häuser, die Personen. Da begrüßt man ihn mit einem Schneeball. Der erste fliegt vorüber, hart an ihm vorbei. Ein zweiter kommt geflogen; der aber trifft. Er bleibt stehen und dreht sich um... Es ist eine Magd, die ihn so bombardiert. Da steht sie auf der Türschwelle, die Hände in die Seiten gestemmt, mit lebhaftem Teint, tiefatmend, mit fröhlichen Blicken und blizsauber in ihrer weißen Schürze und den weißen Strümpfen in den kleinen Holzschuhen. Als sie das verdunkelte Gesicht des schönen Herrn sieht, bricht sie in lautes Lachen aus und schließt schnell hinter sich die Tür.

Noch wenige Schritte! In diese kleine Straße muß er einbiegen. Schon sieht er sein kleines Haus, und eine sanfte Nührung packt ihn. Er geht nicht mehr, er läuft. Das Fenster über der Tür öffnet sich. Ein Kopf beugt sich hinaus, der alte, liebe Kopf mit den grauen Haaren, die in einer blendend weißen Haube stecken. Einen Augenblick später liegen sie sich in den Armen.

„Da bin ich, Mütterchen!“

Sie antwortet nicht; sie schluchzt.

„Zu lange, ja, ich bin zu lange geblieben, Mütterchen!“ sagt er, mit Tränen in den Augen. „Ich bin ein schlechter Junge, nicht wahr?“

IV.

Er hat sich in den Sessel seines Vaters setzen müssen, in den großen Eichenstuhl mit Lederrücken. Die kupferne Tabakdose steht vor ihm auf dem Tisch neben extrafeinen Zigarren, wie sie sagt. Er versucht sie, ihr zu Gefallen; aber der scharfe Rauch bringt ihn zum Husten.

„Sie sind köstlich, deine Zigarren,“ sagte er lächelnd. Die Mutter ist entzückt.

O Rembrandt, wo bist du mit deinem Pinsel? Da sind sie am Ofen, die Hände im Schoß. Die ehrwürdigen, abgemagerten Hände. Ihr Strickstrumpf ist zur Erde gefallen, und die Nage spielt mit dem Knäuel. Die Alte bemerkt nicht, daß die Wolle sich um die Tischbeine und die Stühle gewickelt hat. Sie sieht nur ihren Sohn, den sie durch ihre Brille mit freudig glänzenden Augen betrachtet; sie kann sich nicht satt sehen an ihm. Ein zufriedenes, fast verzücktes Lächeln fliegt über ihre runzligen Züge. Ihre Lippen bewegen sich leise, obwohl sie nichts spricht. Sie hört Franz zu — denn er soll ihr alles erzählen — und sie lacht zuweilen über die Art, wie er sich auf holländisch ausdrückt. Doch das kommt nach und nach wieder; jeden Augenblick erinnert er sich besser an die Worte seiner Muttersprache. Dann beginnt sie zu erzählen; sie spricht, wie es alte Leute immer tun, von der Vergangenheit. Ob er sich noch seines Vaters erinnert?

„Du siehst ihm so ähnlich! Ich glaube, ihn vor mir zu sehen. Doch du bist weniger kräftig als er. Er hatte zu vierzig Jahren noch kein graues Haar. ‚Eine gefällte Giche‘, sagte der Prinzipal, als Gott ihn zu sich rief. Es war zwei Jahre nach der Einweihung der Fabrik. Nie werde ich den Tag vergessen. Dein Vater stand neben dem Prinzipal, unter den Fahnen. Und der Prinzipal richtete das Wort an ihn, im Beisein aller: ‚Wenn ich ein reicher Mann geworden bin,‘ sagte der Prinzipal, ‚so verdanke ich das Ihnen, Beumer. Reichen Sie mir Ihre ehrenfesteste Hand, Beumer, und empfangen Sie öffentlich meinen Dank! Meine Herren, ich fordere Sie auf, mit mir auf die Gesundheit dieses braven Mannes zu trinken, der meine rechte Hand ist!‘ Ein lautes Hurrah folgte diesen Worten und so starker Beifall, daß der Schuppen zu wackeln schien. Denn sie liebten ihn alle; es war keiner in der Fabrik, der ihm nicht wohl wollte. Siehst du, das ist die Medaille meines Vaters!“

Und die Alte erhebt sich, um aus der Kommode ein kleines Kästchen aus rotem Maroquin zu holen.

*) Kleines rundes Brot, holländisch Kadelje.

**) Danke, mein Junge!



Blick auf Oporto.

„Sieh, wie sie glänzt! Sie ist so neu wie an dem Tage, an dem dein Vater sie mir brachte; ich putzte sie jeden Sonntag... Ach, wenn der arme teure Mann so lange gelebt hätte, um dich die Ordensbänder tragen zu sehen, die die Könige dir geschenkt haben!“ fügte sie hinzu und betrachtete das Knopfloch ihres Sohnes.

„Diese Medaille hat höhern Wert als meine Kreuze,“ sagte er, nahm sie zwischen die Finger und führte sie an seine Lippen.

„Aber du hast sie dir doch verdient, mein Junge?“

„Ja, ja, mit meiner Kehle! Der Vater hat sich seine Medaille mit seinem Herzen verdient!“

Sie schwiegen eine Weile; die Alte legte die Medaille wieder in die Schublade und kehrte dann zu ihrem Sohne zurück.

„Und jetzt, mein Sohn, mußt du mir sagen, warum du dich nicht verheiratest. Das ist doch nichts, so allein durch die Welt zu ziehen. Ich denke mir, alle jungen Mädchen müßten dich haben wollen, so schön und vornehm siehst du aus!“

„Glaubst du, Mütterchen?“

„Nein, das ist nicht recht,“ wiederholte sie kopfschüttelnd. „Du mußt dich verheiraten. Welch ein Vergnügen wäre es für mich, dich in die Kirche zu begleiten, wenn der Prediger dir und dem Weibe deiner Wahl den Segen erteilen würde! Wenn Gott mir doch die Freude schenken wollte, ein Kind von dir auf den Knien zu schaukeln!“

Diese Worte seiner Mutter beschworen plötzlich in der Seele des Tenoristen das Bild einer Frau, einer brünetten, blassen Frau von wunderbarer Schönheit herauf. Er sieht ihren Schwanenhals auf den tadellosen weißen Schultern vor sich. Ein schneeiger Arm ruht auf dem roten Sammet der Loge, und die kleine Hand mit den feinen Fingern spielt mit den Goldquasten der Draperie. Aus ihren großen dunkeln

Augen schießen Flammen, die ihn zu verbrennen scheinen, wenn er sie betrachtet. Neben ihr sitzt ihr Gatte, jener reiche Fremde, der ihn zu dem gemacht, was er geworden ist, der ihm die Pforten der Kunst und des Vermögens erschlossen, der Grand-Seigneur, der ihm sein Haus geöffnet, der sich mehr als sein Freund denn als sein Protektor gezeigt und den zu verraten er sich dennoch nicht gescheut!

Diese Leidenschaft, die seine Sinne entflammte und sein Herz gereizt, hat eine tiefe Spur in seinem Leben hinterlassen. Alle Torheiten, die er seit jener Zeit begangen, waren nur nutzlose Bemühungen, den schönen Dämon zu vergessen, der ihn immer verfolgt. Wenn sie seine Streiche wüßte, die brave Alte, die ihn so zärtlich und vertrauensvoll betrachtete! Die ehrliche Arbeit seines Vaters stand hundertmal höher als das Leben, das er führt, dieses trotz seiner Triumphe so hohle und leere, an wahrer Liebe und reiner Zuneigung so arme Leben! Was ist er anders als ein Instrument, ein Gegenstand der Unterhaltung, über den sich das Publikum einen Augenblick belustigt, um ihn dann fortzuwerfen, wie man eine zerbrochene Geige fortwirft!

Er hört nicht die Worte seiner Mutter; aber er hört die Töne ihrer weichen Stimme und wird nach und nach gerührt. Sein Blick irrt durch das warme und helle Zimmerchen, wo alle Gegenstände ihm wie alte Bekannte zugulächeln scheinen: die Fayence-Teller auf dem Kamin, die alte Truhe mit den Kupferornamenten und darüber das Bild des Königs Wilhelm II. zu Pferde in seinem großen schwarzen Holzrahmen; dort unten im Winkel der alte Fußwärmer; seine Schiefertafel, seine Schulbücher stehen geordnet in einer Reihe. Nichts hat sich hier verändert, die Zeit ist nicht verflossen, alles war nur ein Traum...

Seine Mutter hat während dieser ganzen Zeit dasselbe ruhige und friedliche Leben geführt, während er durch das Weltall irrte und fast nie in demselben Bette schlief. Und

nun ist er plötzlich ins Bett zurückgekehrt, wo er, der Zugvogel, nicht lange wird bleiben können; doch trotzdem empfindet er ein so sanftes Gefühl des Friedens, das er schon seit Jahren nicht mehr kennt. In der weiten Welt, die er durchwandert, gibt es nur eine Person, die ihn wahr und unerschütterlich liebt, die alles gibt und nichts verlangt, die nichts vergessen, aber alles verziehen hat, für die sein Talent erst in zweiter Reihe kommt, und das ist die kleine Bürgersfrau neben ihm, deren freundliches Gesicht die Lampe mild verklärt.

„Laß mich zu deinen Füßen sitzen, Mutter, und ich will mich wieder als kleiner Junge fühlen!“

Und er setzt sich zu ihren Füßen nieder, das lustige Lächeln von damals in den blauen Augen. Und während er träumerisch das Feuer betrachtet und die Alte die Locken seiner weichen Haare um ihre magern Finger wickelt, bittet sie ihn:

„Singe mir jetzt etwas vor, singe für deine Mutter, mein Junge!“

„Ich werde dir eine Berceuse singen, willst du, Mutter?“

„Ja, recht, eine Berceuse! Wenn du in deiner Wiege schliefst, wie oft näherte sich dein Vater, um deine kleinen Hände zu küssen? Das Kitzeln seines langen Bartes weckte dich; das war die einzige Gelegenheit, die ich hatte, meinen armen Mann zu schelten. „Ich kann nicht anders!“ gab er mir zur Antwort. Ja, singe mir eine Berceuse, mein Franz!“

Und Franz singt mit seiner süßesten Stimme die unvergleichliche Berceuse von Brahms. Sein in tiefer Nührung zitterndes Organ verliet der Musik des Meisters jenen wehmütigen Ausdruck, den die Kunst nur wiederzugeben vermag, wenn ihr das Herz zu Hilfe kommt. Und die Alte lauscht, lauscht unbeweglich und entzückt. „So müssen die Engel an der Wiege des Herrn gesungen haben!“ murmelt sie.

V.

Der Abend der Fidelio-Vorstellung ist gekommen. Die Uhr hat kaum acht geschlagen, und schon fahren die ersten Wagen vor dem Theater vor. Mehrere elegante Damen steigen die zu den Logen führende Treppe hinauf. Ein dumpfer Lärm zahlreicher Stimmen erhebt sich von allen Seiten in dem weiten Gebäude. Endlich sieht man eine kleine alte Frau erscheinen, die schüchtern den Kopf senkt. Der Bürgermeister selber führt sie. Man lächelt, flüstert und bemüht sich, ihr einen Weg zu bahnen.

Sie trägt ein schwarzes Merinokleid und einen kleinen weißen Halskragen. Plötzlich öffnet sich die Tür der einen Loge, und einige Damen erheben sich, um ihr entgegenzugehen und die Hand zu drücken. Der Anblick des hellerleuchteten Saales läßt sie erzittern; doch man stößt sie sachte vorwärts.

„Lassen Sie mich hier hinten,“ sagt sie mit bittender Stimme.

„Nein, verehrte Frau,“ versetzt die Gattin des Bürgermeisters, „hier ist Ihr Platz! Sie müssen Ihren Sohn hören und sehen. Ich setze mich neben Sie. Sagen Sie jetzt gut?“

Sie weiß nicht, wie ihr geschieht. Jeder ist so gut zu ihr. Und alles tanzt ihr vor den Augen, die Personen, die Lichter, der ganze Saal. Die Dame neben ihr macht sie auf verschiedenes aufmerksam. Sie spricht mit Begeisterung von dem Tenoristen und fügt hinzu:

„Welch Glück, einen solchen Sohn zu haben, ein so großes und berühmtes Talent!“

„Ja, welches Glück!“ antworten die Augen der Alten; denn was sie denkt, was sie fühlt, kann sie in ihrer Ergriffenheit nicht ausdrücken.

Die Ouvertüre beginnt, und das Publikum lauscht ehrfurchtsvoll. Der Vorhang hebt sich; man hört zu, doch die Aufmerksamkeit ist geteilt. Man erwartet ungeduldig den Helden des Abends. Endlich beginnt die Kerkerzene, und Florestan wird mit donnerndem Beifall empfangen. Sobald die ersten Noten seiner Arie sich hören lassen, fühlt sich das Publikum von dem Timbre dieser wunderbaren Stimme tief erschüttert:

In des Lebens Frühlingstagen

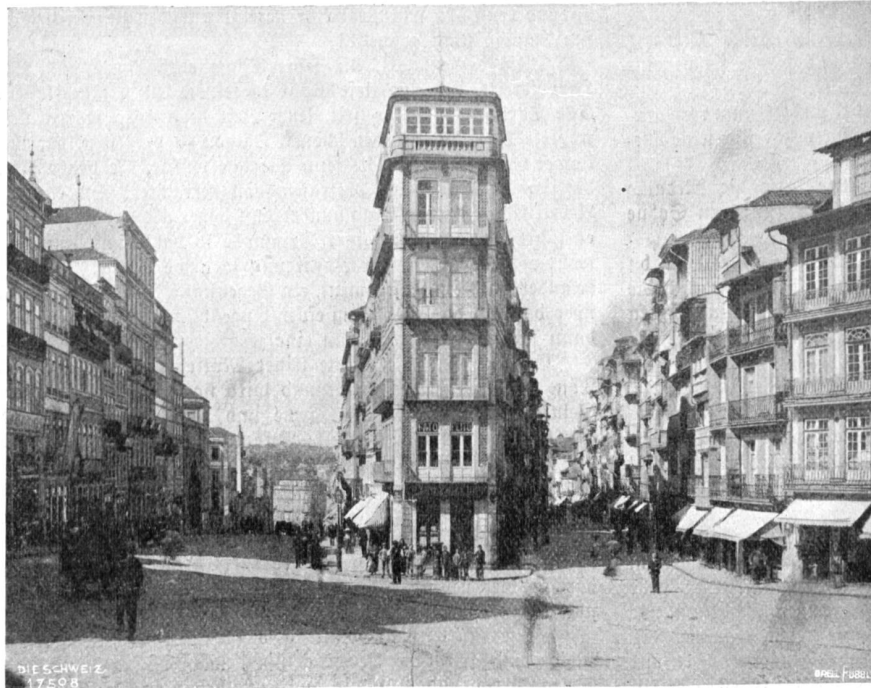
Ist das Glück von mir entflohn...

Ist es der Mann, der dort an die Steinbank des Kerkers gefesselt, seinem eigenen Schmerz Ausdruck verleiht? Ist es nicht vielmehr die Stimme der menschlichen Seele selbst? Das ist nicht allein außerordentlich schön, es bewegt, es rührt, es setzt alle Fibern des Herzens und des Gefühls in Bewegung. Die Liebe zu den Menschen, die die Anwesenheit seiner Mutter in dem Künstler geweckt, vermischt sich mit dem rührenden Bilde der Frau, die gut und schön wie die Frau ihrer Träume. Der Wunsch nach einer reinern Leidenschaft, als die er bis dahin gekannt, nach tieferem Glück, als er es gekostet, befeuert seinen Gesang. Und als die Töne stärker und stärker werden und Florestan sich des himmlischen Traumes erinnert, der ihn

in seinem Elend getröstet, da reißt er das entzückte Publikum mit sich fort. Man vergißt für einige Augenblicke alles, man lebt und fühlt nur mit dem Ohr.

Die „Leonore“ dieses Florestan war nur eine Durchschnittskünstlerin; doch er verstand auch sie zu begeistern und ihr den Odem seiner Inspiration mitzuteilen. Ihre Stimmen erhoben sich wie im Triumphe zum Himmel, um das ungeheure Glück einer Vereinigung fürs Leben zu feiern.

Als der Vorhang sich zum letzten Male senkte und sich sofort wieder hob, wußte das entzückte Publikum nicht, wie es seine Begeisterung zeigen sollte. Alle erhoben sich, und der Beifall, die Zurufe und Bravos nahmen kein Ende. Ein Kranz fiel zu den Füßen des Künstlers nieder, dann ein zweiter, und bald war er ganz von Blumen umgeben. Er sah sie kommen, sah sie fallen, und er erkannte, daß er die herrliche Musik des großen Meisters noch nie so gut wiedergegeben. Es



Oporto. Straßenbild.



Oporto. Platz mit Postamt.

hatte sich etwas in sein Herz gesenkt, das seiner Stimme eine ungewöhnliche Wärme verliehen hatte. Was war sein Schmerz im Vergleich zu dem Glück, sich als Künstler, als wahrer

steigt, kommt sie wieder zu sich. Ihr Sohn springt zu ihr hinein, umarmt sie und sagt zu ihr mit bewegter Stimme:

„War doch heute wieder ein guter Mensch, Mutter!“

Priester der Kunst zu fühlen, die von jetzt ab seine einzige Leidenschaft war? Er stand allein, blaß, mit stolz erhobenem Haupt in der Mitte der Bühne; seine Augen irrten durch den Saal und blieben auf seiner guten alten Mutter haften, die ihn aus der Ferne grüßte und sich die Tränen trocknete. In diesem Augenblicke ergreift er, von seinem Herzen fortgerissen, die Kränze und streckt die beiden Arme nach seiner Mutter aus. Das Publikum sieht die Bewegung und versteht. Man wendet sich nach der Loge; die Zurufe und der Beifall donnern immer stärker. Und sie! Ihre Hände zittern, eine Wolke legt sich vor ihre Augen, man spricht mit ihr, doch sie hört nichts mehr...

„Führen Sie mich bitte fort, führen Sie mich fort!“ ist ihre einzige Antwort. Sie läßt sich aus der Loge durch die Gänge und das Foyer führen, wo ihr jeder grüßend ausweicht.

Erst, als sie in den Wagen

Oporto,

die zweite Hauptstadt von Portugal.

Mit acht Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.

Nachdruck verboten.

Alle Rechte vorbehalten.

Oporto oder Porto pflegt man viel weniger auf den Landkarten als auf den Weinlisten zu suchen. Mit Recht; denn der Wein ist es, der uns vornehmlich interessiert. Wenn wir nach einer guten Mahlzeit in lustiger Gesellschaft zum Obst ein Gläschen rotgoldenen duftenden Porto langsam einschlürfen, dann denken wir gewiß an alles andere, nur nicht an Porto in Portugal.

Und doch ist dieses Porto eine eigenartige, ungemein malerische Stadt. Wäre sie nicht gar so abgelegen vom kontinentalen Verkehr, sie würde gewiß eines der Hauptziele des modernen Touristenverkehrs werden. Es liegt nicht einmal, wie es sein Namen glauben ließe, am Meere, sondern eine gute Wegstunde davon entfernt auf beiden Seiten des wasserreichen Dourostromes, und ganz wie Bremen sein Bremerhafen besitzt, so ist auch für Oporto der eigentliche Seehafen Leixões, ausgesprochen Leixões. Man sieht es von dort über den Wald

bewimpelter Masten und dicker rauchender Schloten auftauchen, als Krönung der bewaldeten Höhenzüge. Lange Reihen großer Häuser in allen Farben des Regenbogens, überragt von Kirchen, großen Palästen und aus-



Oporto. Straßensbild.